

In der Brandung

Er ist ein Exot: der einzige Deutsche, der je auf der Tour der weltbesten Wellenreiter antreten durfte. Ein Jahr lang surfte Marlon Lipke ganz oben mit. Dann flog er raus. Doch jetzt, in der Saison der Riesenwellen, spürt er, dass er durch den Absturz zum Geist des Surfens zurückgefunden hat

TEXT: STEFANIE MAECK

FOTO: CARLOS PINTO



Der »Sunnyboy from Europe« ist reifer geworden. Die Zeit bei den Weltstars hat ihn geerdet, sagt Lipke

Er hatte dieses Gefühl schon bei seiner ersten Welle, damals am Strand von Furnas, an der Westküste Portugals. Marlon war vier, als ihn sein Vater, der Hippie Dago, auf einem Brett ins Weißwasser schubste. Das Board, das Marlon umklammerte, erschien ihm riesig. Keinen halben Meter hoch war seine erste Welle, sie lief sacht am Ufer aus, aber da erlebte er es zum ersten Mal, dieses Gefühl.

»Du wirst Teil der Natur«, sagt Marlon Lipke über diese Trance, die er noch immer spürt, wenn er durch eine lichtdurchflutete Tube surft, diesen Tunnel aus Wasser, durch den ein Surfer gleitet, wenn eine große Welle über ihm bricht und ihn für ein paar Sekunden friedlich zu umhüllen scheint. »Die Zeit steht still. Alles ist ruhig.« Das sei der Geist des Surfens. Und auf den komme es doch in Wahrheit an, sagt er heute. Heute, nachdem er ganz oben war auf der Woge, die man gern »Erfolgswelle« nennt. Er hat gelernt, dass auch sie irgendwann ausrollt.

Marlon Lipke ist Deutschlands bester Wellenreiter. Und damit ein Exot. Deutschlands bester Wellenreiter klingt in Surferkreisen so ähnlich wie: »Eng-

»You fuckin' German!«

LIPKES KONKURRENT JORDY SMITH

lands bester Skispringer«. Wer im Wellenreiten groß werden will, muss in Australien, Kalifornien oder auf Hawaii aufwachsen, wo man auf hauswandhohen Monstern aus Wasser trainiert. Lipke hat es trotzdem geschafft. Er ist bis heute der einzige Deutsche, der bei der ASP World Tour, in der absoluten Weltklasse der Wellenreiter, antreten durfte.

Es hatte geholfen, dass er in Portugal aufgewachsen ist und nicht an der Nordsee, wo man auf flachen Wellen nur Windsurfen kann. In Portugal hatten Conny und Dago, seine Eltern, eine Ruine am Atlantik gekauft, ohne Strom, ohne Wasser. Dago hatte früher in Hamburg Musik aufgelegt und in Kneipen gearbeitet. Nun wollten die Aussteiger es naturnaher angehen. Vier Jahre nach der ersten Welle schenkte der Vater Marlon zu Weihnachten sein erstes eigenes Shortboard, ein kleines Brett. Er hatte dem Sohn endgültig ein Lebensgefühl geschenkt.

An Land war Marlon ein stilles Kind. Auf den Wellen aber konnte er seine Emotionen umso kraftvoller ausdrücken. Morgens, bei Sonnenaufgang, rannten er und sein jüngerer Bruder Melvin oft ins Wasser und schlitzten zehn Stunden lang die Brandung. Marlon unterdrückte das Klappern der Zähne,

FOTOS: RODRÍ PORCELLI, PRIVAT (2)

denn wenn die Mutter es sah, musste er sofort raus. Es war die Aussteigerwelt, Natur, Leichtigkeit, Freude.

17 Jahre später, 2009. Das türkisblaue Wasser von Snapper Rocks vor der Ostküste Australiens hat 24 Grad. Am Strand flattern die Nationalfahnen, Tausende sind gekommen, um die Stars zu sehen. Marlon Lipke, 25 Jahre alt, 1,82 Meter groß, breite Schultern, ein Körper, der durch jeden Kampf mit dem Meer und dem Gleichgewicht stärker geworden ist, liegt mit den weltbesten Surfern in den Wellen. Er ist auf der »Dream Tour«.

So nennen alle die »ASP World Tour« des Weltverbandes Association of Surfing Professionals, elf Wettkämpfe weltweit. Lipke hat sich in letzter Sekunde qualifiziert mit einer Wild Card, dem Los, das entscheidet, welche Surfer aus den hinteren Rängen der Weltrangliste bei den Besten mitsurfen dürfen. Als erster Deutscher spielt Lipke in der höchsten Liga.

Die Männer neben ihm heißen Kelly Slater, Mick Fanning oder Taj Burrow. Götter in Badehosen, für die Teenager zu Hause einen Altar aufstellen, bei deren Auftritten junge Mädchen hyperventilieren. Sie haben Werbeverträge mit Sonnenbrillen- und Beachwear-Firmen, manche haben eigene Modelinien, verdienen Millionen Dollar.

Lipke hat in einem Qualifikationsturnier den berühmten Südafrikaner Jordy Smith geschlagen. »You fuckin' German!«, brüllte der und warf sein Board nach ihm. Am Strand geben die Surfer sich entspannt, doch in den Wellen wird hart gekämpft. Je zwei Kontrahenten treten im K.-o.-System gegeneinander an, Mann gegen Mann. Sie beschimpfen sich, sie arbeiten mit allen Mitteln, wenn sie sich ins Wasser stürzen, um schnellstmöglich an die Welle heranzupaddeln, die am Horizont wächst. Der Schnellere springt, kurz bevor sie bricht, auf sein Board. Auf dem höchsten Punkt blickt er eine Sekunde in den Abgrund, dann schreibt er seine Kurven in den Ozean. Nur, wer zum richtigen Zeitpunkt an der Welle ist, kann einen spektakulären Ritt zeigen.

Die Punktrichter entscheiden, welcher Kontrahent am elegantesten surft. Der Bessere kommt weiter, der Schlechtere scheidet aus. Das geht so lange, bis am Ende eines Turniers nur noch einer übrig bleibt. Wer nach allen Einzelwettkämpfen der Tour

MARLON LIPKE



1 Marlon mit fünf Jahren, am Strand von Furnas/Portugal, direkt vor der Haustür der Familie. Noch stand er auf dem Brett seines Vaters, bald bekam er sein eigenes

2 Mit 13 Jahren lernte er etwas Neues kennen: den Kick des Wettkampfs. Bei den Deutschen Nachwuchsmeisterschaften wurde er auf Anhieb Zweiter

die besten Platzierungen hat, ist Gesamtsieger: der beste Surfer der Welt. Die Richter mögen Lipkes kraftvollen Stil, sein Spitzname: »The Hulk«. Beim ersten Heat, dem ersten Zweikampf, kommt er weiter, dann fliegt er raus. Die Weltklasse surft radikaler, ist schneller an der Welle, zeigt gewagtere Manöver. Lipke fühlt sich wie in einem Traum. Aber er ist am Limit. Er kommt nun mal aus einer anderen Welt.

Sein Talent war Wellenreiten aus Lissabon damals am Strand in Portugal aufgefallen. Sie fragten Dago, ob sein Sohn nicht an den portugiesischen Jugendmeisterschaften teilnehmen wolle. Marlon, 12, wurde Fünfter unter lauter 14-Jährigen, gewann 2004 die Junioren-Europameisterschaft. Ohne Trainer, ein Hippiejunge, der bislang nur ein Motiv fürs Surfen kannte: Spaß. Er lernte ein neues kennen: Siegen. Es folgte die Junioren-Weltmeisterschaft in Kalifornien. Der Europäer wurde Dritter, blutjung, braungebrannt, mit blondem Haar: Die Sponsoren waren angetan. Er verdiente Geld, gewann Turniere, engagierte einen Manager. Dann kam die Wild-Card.

Nun, 2009, auf der Dream-Tour, grüßt ihn Kelly Slater, »Mr. Surf«, plötzlich am Stand. Der ist Multimillionär und war mit Pamela Anderson und Gisele Bündchen liiert. Früher hatte Lipke Slaters Poster im Zimmer hängen. Es ist, als würde nichts Negatives mehr an ihn rankommen. Vielleicht macht einen genau das verletzlich, dass man glaubt, die Welle würde einfach weiterrollen. »Vielleicht habe ich damals zu viel in mich aufgenommen, habe es zu sehr fließen lassen«, sagt er heute. Das Business der Surfprofis ist härter, es wird von etwas anderem angetrieben als »



MARLON LIPKE

Lipke weht ein neues Brett in Portugal ein. Beim Wellenreiten kommt es auf die Kombination aus Mut, Kraft, Timing, Gleichgewichtsgefühl und Gespür fürs Wasser an – und auf die Kunst, die richtige Welle zu erwischen

von dieser schönen naiven Leichtigkeit, die Lipke vom Strand in Furnas kennt. Trotz allem Beach- und Party-Gehabe stehen die Profis unter enormem Druck. Viele haben Probleme mit Alkohol und Drogen. 2010 starb Weltmeister Andy Irons mit 32 Jahren an einem Herzinfarkt, in seinem Blut wurden Medikamente und Drogen gefunden.

Irons lebt noch, als Lipke für ein Jahr auf den größten Wellen durch die Welt reitet. Oahu, Hawaii: Monsterwellen von bis zu neun Metern. Mick Fanning sagte mal: »Hier surfen ist, als würde man in einer dunklen Gasse einen sehr großen Typen treffen. Manchmal entkommst du, manchmal nicht.« Vor Lipkes Heat zieht die Waterguard zwei Surfer aus dem Ozean, die mit dem Helikopter ausgeflogen werden. »Ich muss performen«, sagt er sich. Er holt die nächste Welle. Er übersteht sie.

Tahiti: die Teahupoo-Welle. Nur drei Meter hoch, aber extrem wuchtig. Die Boote der Fotografen tanzen hilflos auf dem Wasser. Wer die Welle bezwingt, kann auf den Titelseiten der Surfmagazine landen, wer Pech hat, den spült sie über ein messerscharfes Riff und skalpiert ihn. In Tahiti schließen die Geschäfte, alle rennen zum Strand, wenn die Welle

»Kann ich noch einmal dieses Hochgefühl spüren?«

MARLON LIPKE

kommt, die Profis sich von ihr tragen lassen und die Röhre aus Wasser im Inneren entlangflitzen, bis sie am Ende auftauchen – oder im Strudel untergehen. »Wipeout« genannt, Auslöschung. Marlon entgeht ihr, fliegt aber in Runde zwei raus.

Am Ende liegt er auf Platz 44 von 46 und muss die Dream Tour verlassen. Er fragt sich: »Kann ich dieses Glück noch einmal spüren? Dieses Hochgefühl?«

So endete der Traum. Es folgte, was Lipke später »das Loch« nannte. Er hatte sich am Knie verletzt, musste in die Reha. Ausgerechnet jetzt kündigte der Hauptsponsor den Vertrag. Kein Journalist fragte mehr nach ihm.

Als German Wunderkind auf der Tour konnte er sich vor Anfragen nicht retten, wo er auftauchte, war die Kamera. Nun trat er wieder bei zweitklassigen Wettkämpfen an. Sponsoren wollten nur kleine Verträge abschließen, für ein oder zwei Jahre. Lipke hatte kein Studium gemacht, sein Leben nach Wellen, Wind und Wetterkarte ausgerichtet, zwar immerhin ein Haus in Portugal am Strand gekauft, um sesshaft zu werden. Aber auch das musste er abbezahlen, und die Reisen zu den Turnieren kosten rund 50 000 Euro im Jahr. Es war, als hätte das Glück ihn verlassen. »

FOTO: PEDRO MESTRE





»Glück gibt es nicht. Du musst nur dranbleiben, dann kommt deine Chance wieder«

MARLON LIPKE

Doch Lipke sagt: »Glück gibt es nicht. Du musst nur dranbleiben, dann kommt deine Chance wieder.« Er blieb dran. Manchmal war er bis zu 300 Tage im Jahr unterwegs. Flugzeug, Hotel, es kam vor, dass er drei Länder an einem Tag sah. Er surfte auf kleinen Wettbewerben und gewann kleine Preisgelder, besuchte Werbe-Events, suchte Sponsoren, eröffnete Surfshops, modelte in Strandklamotten. Die Industrie ist scharf auf das Image: Sonne, Strand, braune Körper, Freiheit, Coolsein, die Legende, dass Surfertypen angeblich alle Frauen bekommen. Wie hart sie für ihren Traum arbeiten und dass manche Profis depressiv sind, sieht man in den Modestrecken nicht.

Lipke hielt sich über Wasser. 2010 hatte er bei einem Show-Event Weltmeister Mick Fanning am Rand einer Niederlage. 2012 wurde er sogar Europameister. Aber Europa ist nun mal nicht Hawaii, Australien, Kalifornien. Europa ist zweite Liga.

Er weiß nicht, ob er je wieder ganz oben reiten wird, sagt Lipke heute. Aber er weiß, dass er etwas wiederentdeckt hat, das im Profigeschäft fast versunken war: den Flow, die Leichtigkeit. Heute spricht er weniger von Slater, der Teahupoo-Welle, vom großen Ruhm. Er schwärmt von den anderen »Erfahrungen, die ich nie gemacht hätte, wenn ich kein Surfer geworden wäre«.

Kürzlich war er für einen Sponsorentermin im winterlichen Russland, in Kamtschatka. Die Surfer schlugen ihre Zelte auf dem gefrorenen Gras auf. Das Wasser hatte drei Grad, beim Ritt im Neoprenanzug auf den eisigen Wellengipfeln sah er schneebedeckte Vulkane. Sonnenuntergänge malten sich in die Kälte, die Männer saßen am Lagerfeuer im Niemandsland. Da habe er es wieder gespürt, dieses Gefühl für »die Energie der Menschen, die man trifft, der Orte und der Wellen, die man bekommt«. Und da war auch sie wieder, diese Trance in der Tube. —

Lipke heute am Strand von Furnas, wo er aufgewachsen ist. Dort habe er sie wiedergefunden, diese Leichtigkeit, die im Profizirkus verloren ging

FOTO: JORGE AMARAL